

Verlag Bibliothek der Provinz

Richard Bletschacher
AUS DEM GEBIRGE

Erzählungen

Richard Bletschacher
AUS DEM GEBIRGE
Erzählungen
herausgegeben von Richard Pils
ISBN 978-3-99028-584-8
© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA, 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at
Umschlagabbildung: Richard Bletschacher

INHALT

König Laurins Rosengarten	7
Der Gafleiner	54
Der Pflacher Maxl	60
Der Mutterstein	65
Die Vogelfänger im Salzkammergut	70
Der Ritter und die Greifenklauen	77
Die Karrner	85
Frau Hitt, die steinerne Riesin	93
Hannes im Beinhaus	101
Musik für den Wind	112
Im Bannwald	125
Eine Liebe im Außerfern	143

DER GAFLEINER

Es ist noch gar nicht so lange her, da hat ein Bergmann im Tiroler Gafleinertal sein finsteres Handwerk zu weit getrieben. Um Erz, Kristalle oder was weiß der Geier auch immer sonst zu schürfen, hat er mithilfe geheuerter Hände tiefe Stollen in den Wendelinkopf gebohrt und geschlagen und ist dabei im Berginnern wohl endlich auf etwas recht Brauchbares gestoßen, denn er hat sich nach und nach beim Ofengreut ein Bergwerk geschaffen, in dem das Geschürfte hoch aufgeschüttet, gesiebt, getrennt und schließlich geschmolzen wurde. Viel Holz hat man ringsum bis hinauf in das Gurgltal geschlagen, um die Öfen zu heizen. Viel Rauch hat es gegeben in jener Zeit und nur selten noch haben die Leute die Gipfel der ringsumher stehenden Berge zu sehen vermocht.

Über Obsteig und Imst sind die Fuhrwerke ins Unterinntal südwärts oder über den Fernpass ins Außerfern und weiter lechabwärts nach Norden gezogen. Nicht wenig Geld hat der Gafleiner Bergmann bei diesem Handel geschneffelt. Es war, als ob ihm das Bergwerk den wendelinkopfschen Stein zu reinem Gold hätt' verwandelt. Aber der Berg ward durch all die vielen Stollen so ausgehöhlt und leer geschaufelt von innen, dass, wenn man von außen an eine seiner Felswände schlug, er hohl klang wie eine riesige, steinerne Glocke.

Weil die staub- und rußgeschwärzten Gehilfen des Gafleiners nicht reden wollten über das, was sie im Berginneren trieben, oder weil's ihnen bei Leibesstrafe verboten war, entstand nach und nach ein Gemurmel und Gewisper im Gafleinertal und darüber hinaus in ganz Tirol von Obergurgl bis nach Unterwörgl.

Man raunte einander zu, dass der Gafleiner seine Stollen so weit vorangetrieben habe, dass ihm von der Gegenseite endlich die Venedigermänner entgegengekommen seien, die von alters her das Innerste der Tiroler Berge als ihr Eigen betrachteten und sie durchbohrten auf der Suche nach irgendetwas Geheimnisvollem, das ihre Vordereen so tief unterm Gestein verborgen hätten, dass keiner je, der nach ihnen kommen sollte, es wieder finden sollte. Mag das nun etwas Wunderbares gewesen sein, das sie anderen nicht gönnten, oder etwas Fluchbeladenes, vor dem sie die Nachgeborenen bewahren wollten, Genaueres wusste keiner. Denn wer hätte sich vermessen wollen, er könne erraten, was in den verschrobenen Köpfen der Venedigermännlein rumorte.

Was nun den Gafleiner Bergmann anging, so scherte ihn das Geraune seiner Landsleute nicht viel. Das Wirtshaus besuchte er nicht. Vielleicht nur, weil er sich davor hätte säubern und waschen müssen und ein Hemd anziehen, wie die anständigen Leute auch. In der Kirche sah man ihn nicht. Aber wenn man ihn doch einmal antraf, beim Viehdoktor zum Beispiel, zu dem er gehen musste, weil er sich die Hand verletzt hatte, und ihn dann fragte, warum er sich denn gar keine Ruh' gönnen wolle, dann konnte es geschehen, dass er durch einen hindurchsah, wie wenn man aus Glas wäre, und murmelte: »Das verstehst du nicht, du Gschapperl.« Und wenn der Viehdoktor fragte, ob er es selber denn verstünde, dann murmelte der Gafleiner nur: »Nach innen führt der Weg. Nach innen. Lasst die Händler und Täuscher nur herumfuhrwerken bis an den Inn oder den Lech oder weiter noch. Sie können am End' doch nur Handel treiben mit dem, was ich ausgrab und hervorbring ans Licht.«

Den armen Kerl hatte das Bergfieber ergriffen, dem konnte auch der Viehdoktor nicht helfen. Kein Stollen

konnte ihm tief und schwarz genug sein, dass er nicht vorgedrungen wäre, so weit er zu dringen vermochte. Er schlug und scharfte und schaufelte beim Flackerlicht seiner Funzel, als wär' er nicht recht bei Sinnen und wollte dem Berg ins Herz hineinbohren. Es war etwas Ungutes, Schandbares an dieser Wut, sagten die Bergleute, die den Schutt aus dem Stollen räumten. Aber als er dann endlich doch das gewisse ferne Klingen vernahm, das tönte, als würde mit kleinen Hämmern auf kristallene Wände geschlagen – so erzählen es seither die, die's nicht wissen können –, da schien es, als wär' er dahin gelangt, wohin er wollte. Er ließ seinen schweren Eisenhammer fallen und lauschte und lauschte auf den fernen, silbernen Klang. Und duldete nicht, dass einer von seinen Leuten noch einmal den Hammer hob, um zu schlagen. Er sandte vielmehr all seine Schürfer und Schaufler zurück an den Tag und blieb allein in seinem finsternen Stollen. Was er dort dann getrieben hat, darüber raten die einen so, die anderen wieder anders. Vermutlich hat er es ankommen lassen auf eine unterirdische Begegnung. Und die hat, wenn sie wirklich zustand' kam, ihm den Untergang bereitet. Denn der Gaffeiner blieb seither verschollen. Ob er gefangen sitzt in einem Steinverlies, ob er eine Venedigerbraut gefunden hat oder ob er erstickt ist an schwefligen Dünsten, keiner weiß es zu sagen. Keinen Knochen von ihm hat man gefunden und hat doch wieder und wieder nach ihm gesucht in den dunklen Gängen und Höhlen des gaffeinischen Bergwerks. Das Echo vom vielen Rufen, das nicht hat entschlüpfen können aus den hin und wider gewundenen Gängen, soll noch wochenlang nachgehallt haben im Innern des Wendelinkopfs.

Das Bergwerk ist seither verwaist und verfallen. Der Rauch hat sich verzogen. Der Staub hat sich gesenkt. Die Schürfer und Schaufler und Schmelzer und Fuhrleute haben sich bald schon verlaufen, nachdem niemand mehr war, der ihnen Lohn gezahlt hätte. Gewiss haben sie auch manches, was herrenlos war, mit sich genommen. Die Leute aus der Umgebung haben von dem, was beim Ofengreut liegen geblieben war, fortgeschleppt, was ihnen nützlich erschien. Wertvolles war nicht darunter. Heut' lebt keiner von denen mehr, den man befragen könnt'. Sind alle recht bald gestorben, als wenn sie verflucht oder vergiftet wären. Dann kam der Regen im Herbst und der Schnee im Winter und im Frühjahr das Hochwasser des Gaffeinerbachs. Das hat mit den Jahren die Hütten und Steinmühlen und Öfen zerstört. Schad' ist es nicht drum. Und heute sieht man kaum mehr eine Spur von dem, was einstmals so viele Zungen zum Flüstern und Raunen bewegt hat. Der Wendelinkopf ist ein Berg geworden wie jeder andere auch, von denen es tausend gibt in der Runde. Man kann sogar auf seinen Wiesen hoch oben wieder spazieren geh'n in der Sonne.

Dass man sich aber drunten in der Schlucht, wo einst die Stollen ihre Eingänge und Ausgänge hatten, nicht mehr recht wohl fühlt, das leugnet keiner. Der Bertl vom Zundererhof behauptet, er habe mehr als einmal, wenn er ins Gurgltal bergauf wandern wollte, einen finsternen Kerl gesehen, der sich hinter den Fichtenstämmen verbarg, wenn man vorüberkam. Er soll seinen Kopf unterm Arm getragen haben und dort mit dem Mund ganz schaurig gepiffen haben, eine Venedigerweis', wie aus einem Dudelsack gequetscht, nicht g'rade schön, eher unfroh und frech, wie halt die Wällischen sind mit ihrer Musik. Und weil der Bertl ein Esel ist

und nur den einen Weg kennt, den er nicht meiden kann, sondern alle Woch' wieder hinauf muss durch die Gaffeiner Schlucht auf Teufel komm raus, drum hat er sich eine silberne Glocken umgehängt um den Hals, die man meilenweit hört bei jedem Schritt. Seither hat er Ruh', wenn er wandert, und der Gaffeiner lässt ihn passieren.

Die Versammlung auf dem Bergisel

kemmts auffa tuots kraxln
dass's Kreiz kracht und knackt
riahrts lei enkre Haxln
glei hommers derpackt

der Gstrein der Gwirl der Gritsch der Gratt
der Pritz der Prenn der Prax der Platt
der Schlux der Schlapp der Strolz der Schroll
der Kux der Krenn der Kecht der Knoll

seids olle beinander
seids jetz olle do
jo freili do samma
pressiert denn aso

der Pfaundler der Pfausner der Plechl der Pscherer
der Gurschler der Gwercher der Gschwandtner der Gfrerer
der Rietzler der Ratzler der Raffler der Rotter
der Zangerl der Zaggl der Zaucher der Zotter

kemmts auffa tuots kraxln
dass's Kreiz kracht und knackt
riahrts lei enkre Haxln
glei hommers derpackt

der Atzwanger der Abfalter der Aufschneider
der Glungezer der Gallrauner der Gaißraiter
der Marginter der Merglacher der Mumelter
der Pfurtscheller der Pletschacher der Pfanzelter

seids olle beinander
seids olle jetz do
die ölteren Mander
die kemmen schon no

der Gumpenzauner und der Gufidauner
und der Schröckensteiner und der Wurzentrainer
und der Kasermantler und der Prutzenpfandter
und der Eschengfaller und der Tschurtschenthaler

kemmts auffa tuots kraxln
dass's Kreiz kracht und knackt
riahrts lei enkre Haxln
glei hommers derpackt

der Hinterwurzacher der Hinterhornbacher
der Pfundtenkreizschnaller der Untertrifaller
der Großrubinatscher der Kirchkoflgatscher
der Innervillgrattner der Zirndoblplattner

jetz sein mir als wia
die Narrischen grannt
was solln mir jetz tuon
do drauf sein mir gspannt

auf d'Wiesn tuots flagg'n
seids luschtig und froh
tuots watt'n und perlagg'n
und glotzs nit aso

DER PFLACHER MAXL

»Maxl, hupf!«, riefen die Kinder und der Pflacher Maxl tat einen Luftsprung. Nicht hoch, aber doch höher als irgendein anderer springt auf freier Straße an einem gewöhnlichen Werktag, wenn es weit und breit nichts zu sehen oder zu hören gibt, das einen vor Freude aus den Schuhen heben könnte. Und die Leute lachten, wenn sie vorübergingen, oder schimpften, wenn sie stehen blieben und länger zusehen mussten, wie der Maxl den Kindern gehorchte und sprang und sprang und immer wieder sprang. Denn die Kinder konnten nicht genug bekommen von dem nur für sie vergnüglichen Spiel, und der Maxl, der schon lange kein junger Mensch mehr war, schnaufte nach dem zwanzigsten Luftsprung schon ganz gewaltig.

Und irgendwann kam dann der Augenblick, an dem sich seine Sprünge nicht mehr vom Boden lösten, sondern in seinen ausgetretenen Schnürstiefeln stecken blieben, und nur noch die mageren Arme hochflogen und der ausgemergelte Kopf sich reckte; und bald darauf war es so weit und der Pflacher Maxl lag auf dem Boden. Dann lachten die Kinder. Denn so lange musste das Spiel der Kinder gehen und so lange ging es, wenn keiner von den großen Leuten dazukam, der sie auseinanderstochte und dem Pflacher Maxl vom Boden aufhalf und ihn auf eine Bank oder Haustreppe führte, wo er sich ausruhen konnte.

Der aber wehrte sich oft und wollte nicht sitzen, solange noch ein Kind in der Nähe war. Es war nämlich an dem, dass der Pflacher Maxl einem Kind keinen Wunsch abschlagen konnte. Und das hatten die lieben Kinder erkannt. Das will heißen, eines von ihnen hatte dies vor

vielen Jahren herausgefunden und hatte es weitererzählt und den Beweis seinen ungläubigen Spielkameraden vor Augen geführt und den Maxl hupfen lassen, so lange, bis alle Kinder im Dorf es wussten. Und seither musste eine jede Rotznase versuchen, ob sie auch die Macht habe, den Maxl hüpfen zu lassen. Und es wurde keine enttäuscht. Sobald nun ein Bub oder Mädchen groß genug war, um auf eigenen Beinen zu stehen und »Maxl, hupf!« zu rufen, wollten sie wie alle anderen die Probe machen, in aller Unschuld, versteht sich. Und so wuchs im weiten Umkreis kein Kind auf, das der Pflacher Maxl mit seinen Sprüngen nicht zum Lachen gebracht hätte.

Während nun aber jeder seiner kleinen Peiniger bald schon gelernt hatte zu sagen, wie er hieß, wo er wohnte und wie alt er war, war der Maxl sich in diesen Dingen nicht so ganz sicher. Fragte man ihn – und man fragte ihn oft –, so antwortete er immer freundlich lächelnd, das wisse er nicht, das könne er auch nicht wissen, da müsse man den Herrn Pfarrer fragen. Der nämlich habe ein Buch und in dem sei alles aufgeschrieben, was es zu wissen gebe.

Wenn sie dann heranwachsen, die arglosen Kleinen und in die Nachbarstadt zur Schule gehen mussten, hatten sie für den Maxl nicht mehr viel Zeit. Da gab es andere Spiele am Fluss, in den Büschen oder gar in den Scheunen. Und wenn sie dann die Schule verließen, fanden sie keinen Spaß mehr an dem einzigen Spiel, zu dem der Maxl zu gebrauchen war. Und wenn sie selbst Kinder bekamen, so verboten sie ihnen vielleicht sogar, den Maxl hüpfen zu lassen. Wie das eben so ist, dass die Leute oftmals nicht wollen, dass ihre Kinder Dinge tun, die sie selbst in ihrer Jugend mit vor Freude geröteten Wangen getan haben. Und so konnten die nachgewachsenen Kleinen in späteren Jahren den Maxl nicht mehr auf offener

Dorfstraße, sondern nur mehr hinter einem Heustadel hüpfen lassen und mussten einen Aufpasser stellen, der darauf achtete, dass sie ungestört blieben. Der Maxl aber blieb, wenn das Spiel zu Ende war, oftmals liegen, ohne dass ihn eine freundliche Hand aufgehoben und auf einen Holzstoß oder eine Türschwelle gesetzt hätte. So ging das eine Zeit und es war wohl lange kein Kind im Dorf aufgewachsen, das dieses Spiel nicht einmal gespielt und gerufen hätte: »Maxl, hupf! Maxl, hupf!«

So war das damals und heute ist das vorüber. Denn der Pflacher Maxl sitzt nicht mehr auf irgendeinem Randstein, etwa vor dem Schwanenwirt, in der Sonne und wartet, dass eins von den Kindern vorbeikommt, die er so liebt, sondern er sitzt in der Kreisstadt im Altersheim auf einem weiß gestrichenen Metallbett und zupft an seiner Decke und denkt an die schöne Zeit, da auch er zu etwas gut war, an die Zeit, da er getan, was zu tun war, und alles, was zu reden war, getrost dem Herrn Pfarrer überlassen konnte. In den ersten Tagen, so hört man, hatte er ja noch hin und wieder den Pfleger und sogar die dicke, alte Schwester gebeten, sie sollten ihn doch auch einmal etwas tun lassen, was ihnen eine Freude machen könnte, ein paar Luftsprünge zum Beispiel oder sonst etwas Schwieriges. Sie brauchten ihn nur zu bitten: »Maxl, hupf!«, dann würde er es ihnen schon zeigen. Von selber springen, das konnte er nicht. Da konnte er nur mit den Armen rudern, kam aber vom Boden nicht hoch, wenn keiner das Zauberwort rief: »Maxl, hupf!«

Aber der Pfleger, der hatte wohl gefürchtet, der Maxl würde beim Fenster hinausspringen und hatte ihn angebunden ans Bett; und die Schwester, die hatte gesagt, sie werde den Doktor rufen und der Maxl solle das ja nicht wieder machen, denn er könne sich den Tod holen

oder sonst was, wenn er aus dem Bett herausspringe. Und der Pflacher Maxl hat gegrinst oder auch geweint. Genau konnte man das an seinem zerknitterten Gesicht nicht erkennen und er selbst hatte es wohl auch nicht gewusst, was es von beiden nun war. Er hat sich aber im Stillen dabei wohl gedacht: Wenn man mich festbindet auf dem Erdboden und ich nicht mehr springen kann, wozu bin ich dann überhaupt noch gut? Wer braucht mich noch, wenn ich keinem mehr eine Freude bereiten kann, so dass er lacht und in die Hände klatscht. Und ist es nicht besser dann, dass einer stirbt und der Pfarrer schreibt's in sein Buch, dass er gestorben ist.

Und nachdem er das einmal gedacht hatte, der Pflacher Maxl, war nicht mehr viel los mit ihm.

Von den Kindern, die einst seine ganze Freude waren, hat ihn keines besucht. Man hat ihn noch eine Weile gefüttert, den Pflacher Maxl, das schon. Aber das Essen hat ihm nicht mehr geschmeckt. Und eines Tages ist dann der Pfarrer zu ihm gekommen.

Schnodahüpf

mei Bua is a Joga und
trogt a grians Gwand
tuot Raurackln schiaßn
hoch drobn in der Wand
hollodiri und hollodiro
hollodiridi diridihollo

und hot er oan troffn
dann heart ma ean jodln
und bald nacher sigt ma'n
den Berg obarodln
hollodiri und hollodiro
hollodiridi diridihollo

den Raurackl oba
den nimmt er fein aus
und ziagt ihm des Fell o
und bringt mir's nach Haus
 hollodiri und hollodiro
 hollodiridi diridihollo

das Fleisch und die Knochen
die tuot er vergrobn
weil s' gifti sein fressens
nit amol die Robn
 hollodiri und hollodiro
 hollodiridi diridihollo

lei 's Heaz und die Leba
die brot i meim Bua
und moch eam Speckknödl
odr a Gröschtl dazua
 hollodiri und hollodiro
 hollodirdi diridihollo

ausm Fell oba när i
meim Buam a neichs Gwand
und 'n Hosnlatz stick i
mit eigener Hand
 hollodiri und hollodiro
 hollodirrdi diridihollo

warum i des gern tua
des derf i nit sogn
sonst täten die Neidhammln
mi am End no derschlogn
 hollodiri und hollodiro
 hollodiridi diridihollo

DER MUTTERSTEIN

Es gibt da einen Stein – ich sag nicht wo, aber wer sich zurechtfindet unter den vielen Steinen im heiligen Land Tirol und weit genug im Ötztal bergauf geht, der erfragt ihn leicht bei den Wirtinnen – den Wirtinnen, sag ich, nicht den Wirten. Es gibt da also einen Felsbrocken, mehr breit als hoch, hat zwei Mulden oben auf, zwei Mulden rund und glatt gescheuert, mit dem hat's eine seltsame Bewandtnis. Wenn nämlich eine Frau, die trotz inniger Bemühung in ehelicher Pflichterfüllung nicht und nicht Frucht tragen und gebären kann, nach frommer Wanderschaft zu diesem Felsen gelangt und sich darauf niedersetzt, die Beine breit und hinterwärts die Backen schön in die Mulden eingeschmiegt, und so für die Dauer eines Rosenkranzgebets drauf sitzen bleibt, dann kann sie, wenn sie in den Nächten danach nicht ganz untätig bleibt, guter Hoffnung werden, dass ihr Kinderwunsch sich erfüllt. So sagt man dort im Tal und viele glauben's. Will eine noch ein Übriges tun, um ganz gewiss zu sein, so geht sie am Sankt Annentag dorthin, und wenn die Sache dringend ist, empfiehlt es sich, den erwählten Kindesvater gleich mit sich zu nehmen. Der soll dann eine Decke oder einen Polster im Rucksack bergauf tragen, denn die Latschennadeln, die Zirbelnüsse und die Tannenzapfen sind dort überall am Boden verstreut, gar nicht zu reden von den spitzigen Steinen, von denen es in Tirol so viele gibt, und sie alle können, wenn man drauf zu liegen kommt, auch der gutwilligsten Frau alle pflichtschuldigen Freuden verderben.

Weil nun seinerzeit diese frommen Wanderschaften um den genannten Tag im hohen Sommer gar zu oft sich

bergauf mühten und auch von weither aus dem Pitztal, dem Paznauntal, dem Inntal und sogar dem Pustertal die Weiber scharweis angepilgert kamen, gab's, wenn das Wetter gut war, beinah so etwas wie Wallfahrts-Prozessionen in der Gegend. Und die Wirte sagten: »Sollen nur kemmen von weither, die Weiber. Können auch ihre Mander dahoam lassen derweil, denn stramme Burschen habn wir selber mehr als gnuag. Derfen aber nit die Speckseiten selber im Rucksack mitbringen, sondern eine gute Brotzeit machen bei uns und hernach ausruhn im Doppelzimmer von der Strapaz.« Und der Pfarrer sagte: »Aber die Trauschein müssen s' schon mitbringen, so dass man nachschaun kann, dass sie ein gottgefälliges Werk tuon, wenn sie schon tuon müessn was sie tuon bei der Nacht.« Und die vom Alpenverein sagten: »Was brauch mer denn die vielen Weiber so hoch da herobn? Versauen uns bloß die Gegend mit innere Brotzeitpapierln und Eierschaln. Was seind denn des für Leut? Ausm Flachland sogar seind welche dabei mit spitze Schuach und gschminkt seinds auch und parfimiert und einen Saukrach machen s' und vergrämen die Gämsen und schlecken uns noch die letzten Eiszapfen vom Similaun.«

So lang es bei solchem Gerede und Gemurre blieb, war's nicht weiter schlimm. Einem Sennen aber, einem böswilligen, unguuten Lackel – ich sag nicht von welcher Alm – war's auf einmal gar zu viel und solchermaßen zuwider, dass er eines Nachts, als endlich eine Ruh war dort oben unter den Latschenbüschen und der Mond so schön herunterschien, dass man keinen Fehltritt tun konnte, dass der Saukerl von einem Senn also, sag ich, die beiden Mulden in dem vielfach abgewetzten Stein mit einem Harz beschmierte, mit Zirbelharz von der zähesten Sorte. Und wie am anderen Tag die Wallfahre-

rei wieder losging in aller Früh mit Glockengebimmel und Rosenkranzbeterei zur heiligen Frau Großmutter Anna, war's dann so weit, dass die erste Fürbitterin den Rock hob, die Untergatte auf die Knie hinunterschob und sich blankärschig auf den Mutterstein setzte. Wie sie dann aber nach einer geziemenden Weil und einer inbrünstig und inwendig gemurmelten Fürbitte wieder aufstehen wollt, da konnt sie's nicht. Und wie sie nicht und nicht loskam vom Stein, da hat sie zuerst begonnen zu schimpfen, sodann zu weinen und endlich gottsjämmerlich zu schreien. Aber es hat alles Bitten und Beten nichts geholfen, alles Zetern und Zagen, alles Ziehen und Zerren. Und auch das Weihwasser nicht, das der Pfarrer selber gebracht hat. Arg hat die Frau weinen müssen, weil sie nicht hat verstehen können, wie ihr die heilige Jungfrau sowas hat antun können. So groß war ihr Jammer, dass man sich endlich derbarmt hat und einen mächtigen Hammer hat holen lassen mitsamt dem dazugehörigen Schmied, und der hat den Stein in Trümmer schlagen müssen, so dass die arme Frau – sie war aus Oberperfuß, das kann man heut sagen, denn sie hat sich in der Gegend niemals mehr blicken lassen – endlich wieder hat aufstehen können. Dem Sennen war's recht, dem Unmenschen, dem Unguten. Von dem soll keiner einen Käs mehr kaufen. Aber den Alpenverein hat man aufatmen hören, dass jetzt wieder Ruh war am Berg.

Die arme Frau hat man ins Tal tragen müssen, den wunden Hintern nach oben gekehrt. Wie eine Anklage war das gegen die heilige Großmutter Anna. Der Apotheker hat ihr schließlich geholfen. Wie, das kann man nicht sagen, weil man nicht dabei war. Ob mit Tinkturen, mit Salben oder Pinzetten weiß man nicht recht. Mit verbundenen Augen jedenfalls hat er's getan, weil

der Pfarrer danebengestanden ist und es anders nicht hat leiden wollen. Nur er selber hat ein Aug darauf geworfen, um zu schau'n, dass nichts Unrechts mehr geschieht. Wie sich der Schmied bezahlt gemacht hat, weiß man auch nicht genau. Nicht einmal, ob die Frau nachher noch schwanger worden ist und von wem. Nichts steht nirgendwo mehr geschrieben.

Man ist dort droben nicht recht zufrieden mit dieser ganzen Geschichte. Aber leid tut sie einem schon, die Frau, sehr leid sogar, und schad ist es um den Mutterstein mit den Mulden und um die vielen unschuldigen kleinen Tiroler, die nicht zustand gekommen sind und nicht das Licht der Welt haben erblicken können, das Licht, das dort oben im Pitztal besonders schön ist. Leid tut's einem, weil von denen Tirolern nämlich hat man zu keiner Zeit genug haben können.

**Weisheizvolle Rathschläg aus der bittern
Zirbeltruchen leibeigener Erfarrungen
eines recht schaffenen Tyrollervatters**

Pursch was urtheilstu so barsch
pfeifst und pfurzt der Welt den Marsch
tuost die Nasennüschtern rümphen
was da kurvt und schlurft beschümphen
und die Zähnt im Rachen blöckhen
wider jeden Stachel löckhen
krümmscht die Hand zur Krallentatz
fängscht damit du keinen Spatz

statt der Welt den Arsch zu kehren
lass eins bessern dich belehren
Raunzen Schleinzen Strambottieren
tuot den g'standnen Mann nit zieren

Demuot ischt auch eine Art von Muot
die statt Wunden Wunder tuot
überzwerch sollschtu nit zwirgeln
sonst wird man das Fell dir schmirgeln

willschtu dass die Spießgesellen
dich nit tschundern und tschinellen
willschtu auf dem Bock kutschieren
und selbscht Zaum und Zügel führen
führ ein freundlich Gsicht im Schilde
wappne dich mit Maß und Milde
und entblöß nit deinen Blanken
diesen Rath sollschtu mir danken

Richard Bletschacher wurde 1936 in Füssen am Lech geboren. Er studierte an den Universitäten von München, Heidelberg, Paris und Wien. Nach seiner Promotion mit einer Dissertation über das Theater des Existenzialismus erhielt er sein erstes Engagement am Theater in der Josefstadt. Im Herbst 1959 wurde er Mitglied der Wiener Staatsoper, der er siebenunddreißig Jahre als Regisseur und Chefdramaturg verbunden blieb. Daneben inszenierte er vor allem Opern auf vier Kontinenten. Er unterrichtete an der Opernklasse und am Reinhardtseminar der Musikhochschule in Wien und gestaltete und moderierte zahlreiche Sendungen des Österreichischen Rundfunks.

Richard Bletschacher hat die Texte zu einer großen Zahl von Werken des Musiktheaters verfasst: Opern mit Musik u.a. von Peter Ronnefeld, Iván Eröd, Kurt Schwertsik, Heinz Karl Gruber, Francis Burt und Alfred Schnittke wurden an den renommierten Häusern Deutschlands und Österreichs uraufgeführt. Von den Werken des klassischen Repertoires übersetzte er Monteverdi, Cavalli, Conti, Gazzaniga, Mozart, Rossini, Donizetti und Puccini.

Zu seinen umfangreichsten und in Fachkreisen anerkannten Arbeiten zählen eine Geschichte der Oper («Apollons Vermächtnis») und die Darstellung des Lauten- und Geigenbaues in seiner süddeutschen und Tiroler Heimat. Unter seinen literarischen Werken sind Romane, Gedichte und Erzählungen zu finden, weiters übersetzte er u.a. die Sonette von Shakespeare.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz:

DAS LEBEN AUF DEM LANDE, *Erzählungen und Gedichte*

WIENER ERZÄHLUNGEN

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien